

Sebastian Huhnholz

# KRISENIMPERIALITÄT

*Romreferenz im US-amerikanischen Empire-Diskurs*

campus



Krisenimperialität

*Sebastian Huhnholz* ist Politikwissenschaftler am Geschwister-Scholl-Institut der Ludwig-Maximilians-Universität München und Mitglied des Sonderforschungsbereichs 644 »Transformationen der Antike« der Humboldt-Universität zu Berlin.

Sebastian Huhnholz

# Krisenimperialität

Romreferenz im US-amerikanischen Empire-Diskurs

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

Gedruckt mit Mitteln, die die Deutsche Forschungsgemeinschaft dem Sonderforschungs-  
bereich 644 »Transformationen der Antike« zur Verfügung gestellt hat.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-50203-8

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne  
Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2014 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.

[www.campus.de](http://www.campus.de)

*Für Karlchen*



# Inhalt

Vorwort .....	9
---------------	---

## Einleitung

»Rome, AD ... Rome, DC« .....	13
Zum Vorgehen .....	32

## I »Are we Rome?«

1 Warum Antike? .....	43
2 Warum Imperium? .....	59
3 Warum Rom? .....	72
4 Warum Krise? .....	79

## II Imperiale oder Internationale Beziehungen?

1 Was ist »außenpolitisch«? Alt- und Neubeschreibungen der »Welt«, ihrer politischen Gestalt und Gestaltung .....	87
2 Gleichheitsfragen zwischen republikanischem Staatenbund und imperialem Reich .....	109
3 Zum <i>Ewigen Frieden</i> Roms .....	141
4 Imperialitätsmanagement zwischen Ordnung und Konflikt .....	158

### III »The Founders and the Classics«? Die frühamerikanische Neo-Antike

- |   |  |     |
|---|--|-----|
| 1 | <i>Culture of Classicism</i> – Die Erfindung und Amerikanisierung der Antike .....                             | 175 |
| 2 | <i>The Founders and the Classics</i> – Die »Alten« als traditioneller Referenzkorpus .....                     | 198 |
| 3 | <i>Translatio imperii et studii, Atlantische Revolution</i> oder exzeptionelle Amerikanische Revolution? ..... | 213 |
| 4 | Antiimperialismus als imperiale Finalisierungsgeschichte .....   | 239 |

#### Exkurs

- |  |     |
|--|-----|
| <i>Go West!</i> Die <i>frontier</i> als gegenmythischer Anti-Limes von Frederick Jackson Turner bis <i>Star Trek</i> ..... | 255 |
|--|-----|

### IV Transposition Roms? Der inneramerikanische Diskurs um ein *American Empire* im Wandel

- |   |   |     |
|---|---|-----|
| 1 | »A very funny sort of empire«? Erste Reflexe und spätere Phasen der <i>American Empire</i> -Debatte ..... | 277 |
| 2 | Vormärz, <i>think tanks</i> , »Leo-cons«? Imperiale Eliten als deutende Eliten .....                      | 319 |
| 3 | Caesar oder Caesaren? Zur diskursiven Verwandlung republikanischer Krisenfiguren .....                    | 339 |

#### Schlussbetrachtung

- |  |     |
|--|-----|
| »Weltreiche des Geistes« oder »Rückkehr der Geschichte«? ..... | 359 |
| Literatur .....  | 399 |

# Vorwort

»Die Geschichte reitet auf toten Gäulen ins Ziel.«

Heiner Müller

»As the empire expands the republic declines.«<sup>1</sup> So lässt sich eine pseudo-antike Anschauung auf eine Formel bringen, die durch die amerikanischen Revolutionäre von 1776 und 1787 neue weltpolitische Wirkung erlangte. Die Gründung der amerikanischen Republik hatte sich gegen zwei Reiche zu behaupten, gegen das *British Empire* im konkreten, gegen die Idee des Imperiums im abstrakteren Kampf. Dafür schauten die Gründerväter in den antiken »Spiegel« Roms, um sich der antiimperialen Bestimmung *ibrer* Moderne zu vergewissern.

In den vergangenen Jahren wurde innerhalb der Vereinigten Staaten diese gründungsmythische Selbstbindung einmal mehr befragt. Zwar ist dafür die kritisch auf Rom blickende Antikerezeption der Gründerväter als anhaltend relevante zu begreifen. Doch ist dabei nicht zu übersehen, dass deren antiimperiale Aufstellung gar keine Affinität zu jener Imperialitätsart aufwies, die unlängst ins Scheinwerferlicht eines Großdiskurses gelangte. Dieser Widerspruch bleibt unerkannt, solidarisiert man sich mit einer Großen Erzählung, nach der die amerikanische Antikerezeption seit dem achtzehnten Jahrhundert ungebrochen sei – gar so, als gäbe es ein markantes Echo, ja eine programmatische Erbschaftslinie zwischen dem Klassischen Republikanismus der Gründerväter hin zu einem *American Empire*.

Die vorliegende Arbeit richtet sich vorder- wie hintergründig gegen solche Kontinuitätsthesen, und zwar insbesondere, wo sie seitens politischer und akademischer Intellektueller in den USA forciert worden sind, um eine eher imperial erscheinende Außenpolitik als typisch republikanisch, klassisch amerikanisch, dem Wesen nach demokratisch – oder *nur noch nicht demokratisch genug* – zu argumentieren. Dabei habe ich keinen politischen Anspruch. Mich interessiert allein der dreiteilige Nachweis, dass die gleichwohl kreative Transformation des US-amerikanischen Rombildes

---

1 Ames Petras, Morris Morey, *Empire or Republic? American Global Power and Domestic Decay*, S. xv.

erstens gesellschaftskrisentypisch ist, sie zum Zweiten nur um das Risiko erheblicher Kuriositäten zu haben war, eben darum aber, zum Dritten, politisch bestens funktionierte.

Daraus ergeben sich womöglich Erleichterungen, die Lektüre des nicht zuletzt dokumentarischen Textes betreffend. Wer Einleitung und Problemstellung teilt, die politische Imperiumstheorie etwas kennt oder für nicht unverzichtbar hält, bedarf der umfänglichen theoretischen Vergewisserung nicht und kann getrost zum dritten und vierten Teil der Arbeit springen. Die ausführliche Schlussbetrachtung hingegen kontextualisiert wesentliche Linien der narrativen Evolution des amerikanischen Rommotivs, sodass dort fündig wird, wer nach der zukünftigen politischen Relevanz des Themas *in a nutshell* sucht. Wem mehr am Kuriosen liegt, lese nur den Exkurs. Wer das Thema schon in Gänze für erledigt hält, warte einige Jahre ab.

Großer Dank gebührt fremden Federn. Sie würdigt der Fußnotenapparat, ohne, fürchte ich, ihnen gerecht werden zu können. Besonders zu danken aber habe ich für Begleitung, Kritik und einige weitere Unterstützungen. Zunächst sind es Karsten Fischer und Herfried Münkler, die den weiteren Themenzusammenhang in den Berliner Sonderforschungsbereich 644 *Transformationen der Antike* gebettet und meine Arbeit stark begleitet haben. Somit schulde ich auch der Deutschen Forschungsgemeinschaft Dank, dem gesamten SFB, der mich nach meinem Wechsel von der Humboldt-Universität nach München freundlicherweise kooptierte und die Drucklegung der Arbeit unterstützte, für intensivere Zusammenarbeit insbesondere Eva Marlene Hausteiner und Marco Walter, Eva überdies für ihre Freundschaft.

Hinzuweisen habe ich umso mehr auf die zu meiner gewissermaßen spiegelsymmetrische Studie Hausteiners zur Rolle der imperialen britischen Antikereferentialität. Unser beider Arbeiten berühren sich punktuell, beruhen häufiger auf identischen Vorüberlegungen, sind zweifellos von manch verwandten Wertungen durchzogen. Das begründet sich auch durch den ursprünglichen gemeinsamen Entstehungskontext am angenehm »antiken« Sonderforschungsbereich.

Vorgelegt wurde meine Untersuchung in ihrer ursprünglichen, hier noch einmal etwas variierten Form indes im Herbst 2012 der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität als Dissertationsschrift. Nach Karsten Fischer und Herfried Münkler hat sich freundlicherweise Berthold Rittberger bereit erklärt, ein Gutachten zu übernehmen. Danken möchte ich zudem Armin Nassehi für seine Mitwirkung an der Disputation im Februar 2013.

Als studentische Hilfskräfte waren in Berlin und München Martina Bauer und Eva Korte, Yannick Bassler, Lucas Gros, Niklas Haller, Alexander Kaufmann sowie Nicolas Lippert unersetzlich. Mit gezielter Kritik und aufmerksamen Hinweisen versorgt haben mich überdies immer wieder Lorena Jaume-Palasi und Astrid Sigglow, Matthias Hansl, Jochen Kleinschmidt, Stefano Saracino und Felix Wassermann sowie viele Teilnehmende des Münchener Kolloquiums Karsten Fischers. Unwägbaren Gewinn durfte ich seit 2009 zudem aus Tagungen, Konferenzen, Beratungen und anderen Korrespondenzen sowie manchen in eigenen Lehrveranstaltungen gewonnenen Hinweisen ziehen, vor allem von Margaret Malamud, Hartmut Böhme, Tobias Fella, Michael Gehler, Michael Th. Greven, Hans Grünberger, Karl-Joachim Hölkeskamp, Detlef Junker, Werner Kremp, Marcus Llanque, Florian Meinel, Wilfried Nippel, Josiah Ober, Tobias Pester, Kurt A. Raaflaub, Werner Röcke, Eran Shalev, Christian Timm, Norman Vance, Phiroze Vasunia und Aloys Winterling, deren Gesprächsbereitschaft und Auskunftsfreude mal punktuellen, mal kontinuierlichen und hoffentlich nicht zu verschlungenen Einfluss auf mein Schreiben ausübten. Die Bayerische Amerika-Akademie war überdies so freundlich, dabei entscheidend Barbara Hahn und Jürgen Gebhardt, vorliegender Arbeit im Juni 2014 einen Dissertationspreis zuzuerkennen.

Hinweggeholfen über die unerfreulicheren Arbeitsphasen haben mir in München immerzu Lena Spreckelsen und bei jeder Gelegenheit Mathias Eichhorn. Karsten Fischer schließlich gönnte mir eine lange Leine, hat meine Ablenkungen mal selbst verursacht, häufig mit Augenmaß geduldet. Ihnen allen gilt mein Dank! Sie werden mir nachsehen, dass ich die Arbeit Karl widme.

*München, Juni 2014*



# Einleitung

## »Rome, AD ... Rome, DC«

»America is not the crude stereotype of a self-interested empire. The United States has been one of the greatest sources of progress that the world has ever known. We were born out of revolution against an empire. We were founded upon the ideal that all are created equal, and we have shed blood and struggled for centuries to give meaning to those words – within our borders, and around the world. We are shaped by every culture, drawn from every end of the Earth, and dedicated to a simple concept: *E pluribus unum* – Out of many, one.«

Barack Obama, *An die muslimische Welt*, 2009.

Am Anfang der nordamerikanischen Republik steht Rom. Zuhauf hatten sich zum Ausgang des 18. Jahrhunderts die später »Gründerväter« genannten, klassisch gebildeten Revolutionäre lateinische Pseudonyme gegeben. Diese sollten sie selbst und ihre »Römische Periode«<sup>1</sup> als Erneuerer des später »Republikanismus« genannten Bürgerhumanismus ausweisen, und spezieller noch: als *die* legitimen Erben und aufrechten Verteidiger eines explizit römischen Republikanismus.<sup>2</sup>

Gute zweihundert Jahre später, zu Beginn unseres Jahrhunderts, kehrte Rom erneut auf die politische Bühne der Vereinigten Staaten zurück. Diesmal jedoch tritt es weniger als republikanische Chiffre politisch besorgter antiimperialer Revolutionäre auf. Vielmehr nun dient Rom als ein Streitbares imperiales Selbstdeutungsmuster die rigide Außenpolitik der USA und deren Folgen für die innerrepublikanische Verfasstheit betreffend.

Manche europäische Beobachter gingen fehl oder wenigstens zu kurz in der Annahme, die jüngste Selbstvergleichskonjunktur mit Rom verschulde sich einzig der transatlantisch angeheizten, als *American Empire*-Polemik geführten Großdebatte um den im Nachklang von 9/11 unilateral geführten, militärischen und missionarischen Interventionismus der USA im Mittleren

---

1 Frank Unger, *Demokratie ohne Optionen. Zur Kultur der politischen Herrschaft in den USA*; Hannah Arendt, *Über die Revolution*, insb. S. 232–276 (= Kap. 5 *Novus ordo saeculorum*).

2 Vgl. Mortimer N.S. Sellers, *American Republicanism. Roman Ideology in the United States Constitution*, S. 7ff.; Eran Shalev, *Ancient Masks, American Fathers: Classical Pseudonyms During the American Revolution and Early Republic*; Marcus Llanque, *Der Republikanismus: Geschichte und Bedeutung einer politischen Theorie*.

Osten.<sup>3</sup> Häufig übersehen oder verkannt wurde, dass sich *zusätzlich* zu dieser (im weitesten Sinne sicher als imperialer Treuetest oder hegemonialer Bündniszwist verstehbaren) transatlantischen Auseinandersetzung über amerikanische Imperialität<sup>4</sup> ein *inneramerikanischer Krisendiskurs um das dortige Rombild zu etablieren begann*. Dieser Krisendiskurs, samt seiner nationalgeschichtlichen Ursprünge, seiner politischen Voraussetzungen, sprachlichen Einkleidungen und besonderen Konsequenzen, ist Gegenstand des vorliegenden Buchs.

Denn die aus einer speziellen Tradition nordamerikanischer *Classics* erwachsene und daher zuvorderst selbstreferentiell amerikanische Frage nach der Relevanz der Metapher »Rome, AD ... Rome, DC«<sup>5</sup> vorschnell als weltpolitische zu interpretieren oder Rom nur als eines von vielen möglichen Vergleichsimperien der USA zu begreifen, dürfte die suggestive Kraft des Selbstgleichs an Rom unterschätzen. Wenn die amerikanischen Gründerväter antike Verfassungsmodelle und die überlieferte Geschichte der römischen Republik als einen bürgerhumanistischen Spiegel ihrer Revolution nutzten, ja wenn, so Mortimer Sellers in einer luziden Pointierung, die Ratifizierung der US-Verfassung als die wahre »res publica restituta« verstanden werden müsse,<sup>6</sup> dann sind jüngere Versuche, nationalpolitisch tradierte Selbstvergleiche mit Roms Republik um imperiale Bezugnahmen auf das *Imperium Romanum* zu erweitern, weder als beliebige zu klassifizieren noch als bloß spezielle unter anderen Vergleichsoptionen zu belächeln.

Vielmehr ist anzunehmen, dass die Wiederaufnahme und Aktualisierung eines dermaßen verfassungsinterpretatorisch einschlägigen und zivilreligiös, ja eschatologisch geladenen antikereferentiellen Deutungsmusters nicht zufällig oder absurd ist. Der Dornröschenschlaf des Romnarrativs hatte in den USA sehr lange gedauert. Seine jüngste, hektische und binnen Jahren vollzogene Beendigung ist daher nicht zu verharmlosen.

Dies gilt zumal, da die Wiedererweckung des antiken Großmotivs zwar mit der übereifrigen Produktion von vordergründig zunächst unsystematischen Bedeutungstransformationen einherging, diese neuen Bedeutungen

3 Dazu Jeffrey Anderson et al. (Hg.), *The End of the West? Crisis and Change in the Atlantic Order*; Geir Lundestad, *The United States and Western Europe since 1945: From »Empire by Invitation« to Transatlantic Drift*.

4 Als imperialen Ausscheidungskampf deutet dies Thomas McCormick, *American Hegemony and European Autonomy, 1989–2003*; ähnlich schon Charles A. Kupchan, *The End of the American Era. U.S. Foreign Policy and the Geopolitics of the Twenty-first Century*.

5 Jonathan Freedland, *Rome, AD ... Rome, DC?*

6 Sellers, *American Republicanism*, S. 215.

aber, wie zu zeigen sein wird, ältere nordamerikanische Romnarrative im Diskursverlauf inhaltlich Stück für Stück variierten, ihres *republikanischen* Charakters entkleideten und sie auf *Imperialität* hin transponierten.<sup>7</sup>

Diese Transposition des Rombildes von einem republikanischen auf einen imperialen Selbstbeobachtungsstandpunkt mag kein unbefangenes Bekenntnis zum Imperium implizieren. Wohl aber ermöglicht dieser diskursive Positionswechsel den legitimationspolitisch bedeutsamen Brückenbau zu einer auch republikanisch selbstverständlicheren, um nicht zu sagen: demokratisch zustimmungsfähigen Imperialität. Denn die inneramerikanische Darstellung von Römischem, ihr Abgleich an der Antike, und die unterhalb dessen erkennbare Transposition der alten *inhaltlichen* Leitreferenz »Römische Republik« in den nunmehr dominierenden *historischen* Referenzzeitraum »Kaiserreich« wurden kürzlich binnen weniger Jahre zu einem immer unverblümteren politischen Stellvertretungs-, kulturellen Spiegel- und zivilisatorischen Selbstvergewisserungsdiskurs im amerikanisierten Medium antikereferentieller Identitätsnarrative.

Dieser im Folgenden zu führende Nachweis einer Imperialisierung des vordem republikanischen Rombildes in der politischen und teils auch der populären Kultur Nordamerikas kann und wird aber keine vormalige Eindeutigkeit nunmehr anachronistischer Antikeimaginationen unterstellen. Das Rombild war stets Träger diskursiver Varianz. Von jeher diente es der politischen Inbetriebnahme und wurde politischen Eliten noch immer seitens einflussreichender Intellektueller fungibel gemacht. Die Antike ist die älteste ideologische Machtressource der Moderne, und sie ist dies nicht allein narrativ. Denn selbst ungeachtet von Bewertungen, ob das je Vorfindliche zu begrüßen oder abzulehnen sei, bleibt ein simpler Zusammenhang: Weder ist ohne Bezugnahme auf das Alte das Neue neu; noch vermag das Neue ohne sachte angepassten Rekurs auf Vergangenes, im Schein historischer Erhabenheit zu glänzen.

---

7 Als anschaulicher Indikator mag die amerikanische Kulturindustrieproduktion »römischer« Sujets dienen. Im Vergleich zu den bombastischen Verfilmungen antikereferenzierlicher Stoffe seit der Jahrtausendwende nimmt sich das 20. Jahrhundert nicht nur bescheiden aus. Rom wurde dort zudem eher imperialistisch vorgeführt. Es diente als Sinnbild für reale Feinde und Probleme, für die Nationalsozialisten etwa, für McCarthy, für religiöse Intoleranz gegenüber Juden und Christen usw. Demgegenüber sind die umfangreichen Anverwandlungen jüngerer Datums komplexer, vielschichtiger und deutungsreicher geworden (vgl. als Einstieg Sandra R. Joshel et al. (Hg.), *Imperial Projections. Ancient Rome in Modern Popular Culture*).

Daher schlummern im Rombild zugleich beide narrativen Extreme, von denen her sich auch die Geschichte der Vereinigten Staaten Amerikas traditionell erzählen lässt. Der eine Pol überliefert uns die überwältigend glorreiche Erzählung einer von selbstbewussten und klugen Tatmenschen, von Meistern politischer Tugenden gegen imperiale Widerstände zielstrebig errichteten Demokratie: Auf der Schwelle zur Moderne brach Amerika mit den fatalen Gesetzen der Geschichte und konnte so nicht nur zum aufgeklärten Vorbild der gesamten Menschheit werden, sondern sogar noch »the greatest lawgivers of antiquity« in den Schatten stellen, so unbescheiden John Adams, der Nachfolger George Washingtons im Präsidentenamt.<sup>8</sup>

Der andere Pol erzählt von einem Kolonialisierungsprozess. Dieser hatte durch Völkermord, Landraub und Sklavenimport binnen weniger Jahrzehnte selbst ein zunächst binnenkontinentales Imperium hervorgebracht, ihm zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine expansionistische Ideologie als *manifest destiny* beigegeben, zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Weltreich der Briten abgelöst und half nicht zuletzt mittels überragender kapitalistischer Verfahrenstechnologien, das Reich Hitlers zu besiegen. Im Zuge solcher *longue durée* war man in die Position eines Welthegemons gelangt und rang schließlich sogar die Sowjetunion nieder, wodurch fortan außenpolitische Rücksichtnahme entbehrlich und der prekäre Status eines ersten wahrhaft weltweiten *empire* greifbar wurde.

Die erste Erzählung fokussiert auf Demokratie, Vorbildlich- und Einzigartigkeit. Die zweite Variante thematisiert die ungleich vertrautere Geschichte einander ablösender Großreiche und ihrer Verführbarkeit zur Macht. So spiegelt sich darin auch die geschichtsphilosophische Opposition zwischen Fortschritt und Ewiger Wiederkehr, zwischen Aussicht auf Unsterblichkeit und Schicksal, zwischen Moderne und Antike, zwischen linearem und zyklischem Weltbild, dem Verlauf oder aber dem Kreislauf der Historie, dem »Ende« oder aber dem »Rad« der Geschichte.<sup>9</sup>

Es wäre gleichwohl zu kurz gegriffen, beide Geschichten als distinkte zu erzählen. Auch die eine Seite als amerikanisch zu stereotypisieren, die andere als antiamerikanisch zu diffamieren, mithin bloß zwischen Selbst- und Fremdbeschreibung zu differenzieren als wären beide einander nicht komplementär, hilft allenfalls bedingt weiter. Denn beide Narrative und

8 Zit. n. Willi Paul Adams, *Republikanische Verfassung und bürgerliche Freiheit. Die Verfassungen und politischen Ideen der amerikanischen Revolution*, S. 34.

9 Dazu grundlegend Karl Löwith, *Weltgeschichte und Heilsgeschehen. Die theologischen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie*.

deren Variationen sind Beobachtern der Vereinigten Staaten seit jeher vertraut.<sup>10</sup> Doch sind beide Narrative einander auch engstens verbunden, waren sie bislang noch immer deutlich als divergierende Interpretamente identischer Sachverhalte erkennbar. Beide Pole waren gewissermaßen Abbilder ideologisch vorgeprägter Parteinahme: Wie ein Autor amerikanische Geschichte erzählte, gab Auskunft darüber, wo er ideologisch stand.

Nachträglich mag derlei albern wirken. Die europäisch dominierte Weltgeschichtsschreibung jedenfalls bevorzugt es mittlerweile, beide Linien parallel zu stellen und als kontingente Einheit zu denken statt anzunehmen, Exemption und Expansion seien konfrontativ und ließen sich nur als unweigerlich dialektische, geschichtsmächtig aufeinander verweisende Vektoren verstehen.<sup>11</sup> An ältere Arbeitsthesen wie etwa die vom *Aufstieg des amerikanischen Imperialismus* und derlei wird also kaum mehr angeknüpft.<sup>12</sup> Insofern kompensiert die seit einigen Jahren rasant angewachsene Globalisierungs-, Imperien- und transnationale Historiographie in Gestalt von Weltgeschichtsschreibung manche Defizite und Irrtümer, die der Verengung auf National- als zugleich Sozial- und Kulturgeschichte des 19. und der ideologischen Polarität des 20. Jahrhunderts zuzurechnen waren.<sup>13</sup>

Und es entbehrt dabei zwar nicht einer gewissen Ironie, dass heutzutage ausgerechnet imperiumsanalytische Ansätze narrative Ausbrüche aus jenen »Völkergefängnissen« ermöglichen, als die Imperien unlängst selbst noch galten. Doch hilft die neue integrierte Sichtweise immerhin, jenen teleologischen Touch zu reflektieren, der die ältere Imperiumsforschung und ihr rest-eschatologisches Reichsverständnis doch ausgezeichnet hatte.

10 Siehe nur Stow Persons, *The Cyclical Theory of History in Eighteenth Century America*.

11 Vgl. dazu die monumentale Arbeit Jürgen Osterhammels, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, und die Debatte in *Comparativ* (20(6), 2010); als Beispiele US-bezogener Fallstudien Boris Barth, Jürgen Osterhammel (Hg.), *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*; Hans-Heinrich Nolte, *Der Aufstieg zur Weltmacht*. Einer breiteren Öffentlichkeit dargebracht wurde Welt- als Imperiengeschichte zuletzt durch Christopher A. Baylys *The Birth of the Modern World 1780–1914. Global Connections and Comparisons*, dess. und Peter Fibinger Bangs (Hg.) *Tributary Empires in Global History*, Tamim Ansarys *Destiny Disrupted. A History of the Islamic World Through Islamic Eyes*, Jonathan Harts *Empires and Colonies*, John Darwins *After Tamerlane. The Rise and Fall of Global Empires, 1400–2000*, sowie Jane Burbank und Frederick Cooper, *Empires in World History. Power and the Politics of Difference*.

12 Hans-Ulrich Wehler, *Der Aufstieg des amerikanischen Imperialismus. Studien zur Entwicklung des Imperium Americanum 1865–1900*; ähnlich früh ferner Knud Krakau, *Missionsbewußtsein und Völkerrechtsdoktrin in den Vereinigten Staaten von Amerika*.

13 Siehe auch Michael Gehler, *Zeitgeschichtsschreibungen Westeuropas im Vergleich*, insb. S. 319f.

Die Zeiten, in denen Imperien als monolithische Blöcke galten oder als mehr oder minder harmonische Ensembles, sind, sollte man jedenfalls aus Sicht der jüngeren Weltgeschichtsforschung glauben, *vorbei*.

Jedoch: In der politischen und historiographischen Selbstbeschreibung der USA verhält es sich traditionell anders. Seit den allerfrühesten schriftlichen und ikonographischen Beschreibungen der »Neuen Welt« war Amerika als »Libertas« repräsentiert worden, die »Alte Welt« hingegen als »Imperium«. Plötzlich nun sah sich Europa zum *Osten* gemacht! Es war zu jener vordem und seither bis auf unsere Tage immer wieder verächtlich gemachten Kategorie für Zurückgebliebenes geworden, zum Zerrbild für *Orientalism* degradiert, sah sich als eigentlich Überholtes, aber gleichwohl noch Nervendes deklassiert. Freilich bezogen sich diese einst allegorischen Bezeichnungen auf die Gegenüberstellung von Natur und Kultur, Barbarei und Zivilisation, Urzustand versus Herrschaft (*imperium*). Doch die seit Ende des 16. Jahrhunderts durchlaufende politische Transformationskette bewirkte im Zuge der säkularisierend-aufklärenden »Sattelzeit« geradewegs eine quasi-demokratische Umwertung der Begriffe. War etwa die *Libertas* in den Thomas Hobbes höchstwahrscheinlich vorliegenden Radierungen der amerikanischen Wildnis als gefährliche, tätowierte, sexuell gleichsam ungezügelte wie ungeschützte Ureinwohnerin Amerikas inszeniert und galt für Hobbes fortan als Verkörperung eines zu überwindenden Naturzustandes, ist ihre revolutionäre neo-antike Nachfolgerin, die *Statue of Liberty*, geradewegs zum Inbegriff der *Freien Welt* geworden, ein Erlösungsversprechen der Freiheit wider die alteuropäischen Herrschaftsimperien.

Noch die im berühmten *Leviathan*-Frontispiz aufgehobene Ambivalenz von proto-demokratischer Repräsentation der Bürger und Kettenhemd des Herrschers zitiert in all ihrer Vielschichtigkeit zugleich jene den amerikanischen Wilden nachgesagten Tätowierungen des gesamten Körpers mit Fischschuppen und anderen Naturemblemen. Als Schuppenpanzer des alttestamentarischen Riesenfisches Leviathan scheint Hobbes' politische Ikonographie diese ungezügelte Libertas gewissermaßen blickpolitisch in den Körper der Souveräns hineingezwungen und in der Figur des »sterblichen Gottes« vorläufig gebändigt zu haben. Doch der Leviathan selbst bleibt Naturzustand. Philip Manow hat Hobbes' Werk (in Anlehnung an Carl Schmitts entsprechendes Wortspiel) darum als dialektische Bewegung von *Name und Nahme*, von Benennung und Aneignung gelesen. Die europäische Überwältigung der amerikanischen Natur durch hemmungslose Landnahme, sexuelle Aneignung und genetische Überschreibung, durch

genealogische Integration mittels Umbenennung (»Amerika«, Indianer« etc.) und vieles andere mehr bewirkten, dass der allegorische Kontrast von Freiheit und Herrschaft vorübergehend imperialistisch gelöst werden konnte.<sup>14</sup> Doch ist uns der historische Fluchtpunkt dieser Ambivalenz klar: Mit der amerikanischen Unabhängigkeit musste die alteuropäisch gefesselte Dichotomie von *imperium* und *libertas* erneut aufbrechen. Hobbes hatte verloren, die Allegorie war säkularisiert worden. In Nordamerika galt *libertas* bald nicht mehr als Angriff auf den Staat, sondern als dessen Inbegriff. Die Idee vom »Reich der Freiheit« hatte einen Ort gefunden.

Dies ist nur ein Beispiel von vielen noch folgenden. Es ist nicht allein symptomatisch für transatlantische Antike-Moderne-Kontraste. Es zeigt beispielhaft, dass es nicht genügen kann, einen wie auch immer gearteten Imperiumscode zu dechiffrieren. Darüber hinaus wäre nachzuweisen, dass und inwieweit seine Anwendung historisch variiert und zuletzt, im Sinne der Arbeitsthese, zunehmend öffentlich und dadurch politisch wirksam wurde. Und so steht das genannte Beispiel der schleichend amerikanisierten und affirmierten Ideologie natürlicher, zeitloser, ewig gültiger Freiheit zugleich für das Phänomen, dass nach und nach solche Mythen »notorisch« für die US-amerikanische Kultur werden konnten, die versuchen, der Geschichte zu entkommen oder sich gar selbst an deren Stelle zu setzen.<sup>15</sup>

Dabei gilt heute die geschichtsphilosophische Idee, nach der wir die Historie der Vereinigten Staaten als politische Theologie innerweltlich verwirklichten Heils (mitsamt den entsprechend naturalisierten Paradies- und Naturzustandsmotiven) zu interpretieren haben, zwar als Amerikanismus an sich. Doch sollte man sich nicht darüber täuschen, dass just diese Idee ein in unsere Zeit nur verlängertes Produkt der Aufklärung und deren *Quelle des Anciens et des Modernes* ist. Sie ist gerade *nicht untypisch* für westliche Großmächte, sondern Produkt ihrer Konkurrenz um herrschaftsstabilisierende Ideologien. Kurzum, das Motiv der US-amerikanischen Erlösungsnation ist ein Produkt der Bedeutsamkeitskämpfe des 19. Jahrhunderts.

So brach sich zwar in der Aufklärung nicht nur das säkularisierte Fortschrittsdenken Bahn und betrat als »Modernität« im Sinne einer spezifischen Überlegenheit« überhaupt erst die Weltbühne. Dieser Neuzeitwahn aber infizierte erst im Laufe des 19. Jahrhunderts ein ungeheuer breites Laienpublikum mit zivilreligiösen, nicht selten nationalistisch angereicher-

---

14 Philip Manow, *Politische Ursprungphantasien. Der Leviathan und sein Erbe*, insb. S. 62.

15 Siehe John G.A. Pocock, *The Machiavellian Moment. Florentine Political Thought and the Atlantic Republican Tradition*, S. 545.

ten Heilsversprechen, die eine kollektivistische Politisierung gleichermaßen ermöglichten wie verkündeten: »Das Ende der gegenwärtigen Welt und der Beginn eines neuen Lebens« wurde dabei gewissermaßen »ins Diesseits verlegt und in die Geschichte einbezogen«. <sup>16</sup> So wurde die vermeintlich so alte Erfahrung der »Neuen Welt« erst spät zur utopischen Folie für die Realisierbarkeit einer »Neuen Zeit«, eines »Neuen Menschen« usf.

Zweifellos aber verbündete sich diese neue Inbrunst weltanschaulicher Utopien mit dem alten Gehalt erlöschender religiöser Überzeugungen. Aus deren Glut wurde kollektiver Enthusiasmus mobilisiert. Zumeist zweitcodiert mit Programmen wie auch immer imaginiertes Welt- und Menschheitsverbesserung erlaubte es dieser Zukunftsdurst gerade in Nordamerika, individuelle Spiritualität in expansionistischen Tatendrang zu eskamotieren. Doch bleibt das alles vergleichsweise neu. Ausufernde Expansion und politische Heilserwartung paarten sich im Marxismus der Alten und im Amerikanismus der Neuen Welt erst, als das kryptowissenschaftliche Pathos, um die Zukunft der Geschichte und deren Ziel zu wissen, die »Strukturen der Theodizee« angenommen hatte. Erst diese neue geschichtsphilosophische Grundstimmung erzeugte die unheimlich moderne Dynamik des Fortschritts, denn sie »produziert[e] einen Begründungsüberschuß für alle gemachte und noch zu machende Erfahrung«. <sup>17</sup> Wohl auch darum war die letzte triumphalistische Bastion der Geschichtsphilosophie nach 1989 geradezu notorisch mit dem (freilich weithin unverstanden gebliebenen) Slogan vom »Ende der Geschichte« identifiziert worden.

So versteht es sich aus heutiger Sicht von selbst, warum im Kampf der Weltanschauungen zunächst die universalistischen Ideologien über die partikularistischen gesiegt hatten, denn die »Partei des »Menschen« [...] betreibt den Fortschritt der Zivilisation«, dringt als neue Form der »eschatologische[n] Prognose in die utopische Geschichtsanschauung ein[...]« und bedingt, dass sich noch die letzten »Vertreter des Fortschritts [...] als Retter vor unabsehbaren Katastrophen [zu] präsentieren« verstehen. <sup>18</sup> Wie nicht erst nachgewiesen werden braucht, war diese geschichtsphilosophische Dimension zwar immer schon latenter Inhalt amerikanischer Selbstbeschreibung, der in Krisenzeiten in Gestalt eines auch räumlich ausgreifenden Patriotismus aktivierbar war.

---

16 Hanno Kesting, *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg. Deutungen der Geschichte von der Französischen Revolution bis zum Ost-West-Konflikt*, S. VII und 3f.

17 So Kosellecks Passage zu *Geschichte/Historie der Geschichtlichen Grundbegriffe*, S. 673.

18 Kesting, *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg*, S. 258.